

Eine Essener Disco und die "Endlösung"



Party machen mit NS-Begriffen? Inzwischen hat sich der Betreiber des Essener Club Studio entschuldigt. (Foto: Tsui by Manfred Werner/wikipedia.org/ CC BY-SA 3.0)

„Nun sind sie endlich da... die neuen Boxen, die Endlösung.“ So kündigte die Essener Disco Studio ihre neue Anlage auf der von über 37.000 Menschen gelikten Facebook-Seite an. Später titelte *Der Westen*, die Disco habe sich deshalb einen Shitstorm eingefangen. Den Shitstorm allerdings fing sich nicht die Disco ein, sondern ein kritischer Facebook-Nutzer, der auch den Zorn von Mitarbeitenden des Clubs auf sich zog.

„Endlösung der Judenfrage“ lautete der Wikipedia-Artikel, den ein kritischer User unter dem Post des Clubs Studio verlinkte, mit dem Hinweis darauf, dass der Begriff der Endlösung aus der NS-Zeit stammt und für den Genozid an den europäischen jüdischen Menschen steht. Auf viel Zustimmung traf er dabei allerdings nicht, wie die Kommentare im Anschluss zeigten. Schon der Club selbst gab sich reichlich geschichtsvergessen mit dem Verweis, dass man im Jahr 2017 lebe und niemand „Generationen später damit noch in Verbindung gebracht werden“ solle, obwohl das größte Verbrechen der Menschheit erst vor etwa 72 Jahren sein Ende fand.

Shoa-Verherrlichung und Schuldabwehr

Viel schlimmer jedoch waren Kommentare, bei denen der Club offenbar keine Notwendigkeit sah, sie zu kommentieren oder zur Anzeige zu bringen. „Jedem das Seine, oder?“, fragte Facebook-Nutzer Bernd Dobner, vermutlich in Anspielung auf das Schild am Haupttor von dem von Nazis errichteten Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar. Ein Nutzer mit dem Namen Ma Ma spielte augenscheinlich ebenfalls

auf die Vernichtungslager an, als er kommentierte: „wird mal Zeit, Gas zu geben und mit den neuen Boxen ordentlich einzuheizen“.

Auch zwei Mitarbeiter des Clubs schalteten sich in die Diskussion ein. Thomas Hoppe etwa, der angibt, Betriebsleiter und Techniker des Clubs zu sein und sich offenbar mit Geschichte auskennt. Niemand vom Personal brauche einen „Persilschein“, schrieb er und spielte anscheinend darauf an, dass unter diesem Begriff während der Entnazifizierung Menschen von der nationalsozialistischen Gesinnung freigesprochen wurden. Ein Blick auf sein Profil lässt vermuten, welche politischen Ansichten ihm nahe stehen. Hoppe lässt nicht bei vielen Seiten einen Daumen da. Bei der AfD, der Spitzenkandidatin Alice Weidel oder bei neonazistischen Seiten wie „Keine weiteren Asylantenheime in Deutschland“ allerdings schon. Dass er die Schuldabwehr offenbar verinnerlicht hat, überrascht nicht, denn „Gott sei Dank“ schreibe man das Jahr 2017, kommentiert er und drückt seine Freude darüber aus, dass seine Generation „bedenkenlos und achtlos Wörter wie Endlösung im Wortschatz hat“.

Nur wenig dazu gelernt

Neben Hoppe ist da noch ein zweiter Mitarbeiter, Ahmet Sisman, der sich in die Diskussion einschaltete. Sisman gab sich anders als Hoppe, kommentierte unter dem Beitrag beschwichtigend und relativierend: „Man sollte alles immer im Kontext beurteilen und nicht sofort den ‚Hater‘ Modus einschalten“. In welchem Kontext der Begriff „Endlösung“ losgelöst vom Nationalsozialismus und dem Genozid an jüdischen Menschen dargestellt werden kann, erklärte Sisman

Soziale Selbstverwaltende



Einen Bericht über eine Gemeinschaft in Portugal, die auf Solidarität und Ökologie setzt, findet ihr auf den **Seiten 4/5**

Ehrenamtlich Engagierte



Studierende erzählen von ihren Erfahrungen in der Freiwilligenarbeit und ihre Motivation auf **Seite 6**

akduell im Netz

Alle Artikel, die Möglichkeit zu kommentieren und noch viel mehr gibt es unter: www.akduell.de. Auf Facebook findet ihr uns unter www.facebook.com/akduell/ und bei Twitter via [@akduell](https://twitter.com/akduell).

allerdings nicht. So irritiert es auch nicht, dass Sisman nicht wenigen sogenannten israelkritischen Autor*innen bei Facebook regelmäßig den Daumen gibt. Darunter: *Der Freitag*-Herausgeber Jürgen Todenhöfer, *Spiegel*-Autor Jakob Augstein, das antisemitische linke Portal *KenFM* und nicht zuletzt Christoph Hörstel, der Gründer der verschwörungstheoretischen Partei Deutsche Mitte, die den modernen Antisemitismus quasi als Wahlprogramm veröffentlicht hat (akduell berichtete).

Dass sich Betreiber Andrej Buhonov mittlerweile entschuldigt hat und sagte, man würde sich „in aller Form gegen jegliche rechte Gesinnung aussprechen“ und den Beitrag „aus Respekt allen Opfern des Holocausts gegenüber umgehend“ löschen, erscheint wenig glaubwürdig, wenn man den Umgang des Clubs zuvor betrachtet – zumal es fast zwei Wochen bis zu dieser Erkenntnis gedauert hat. Die Gäste jedenfalls begrüßen die Entschuldigung, der meist gelikteste Kommentar allerdings drückt aus, dass es auch erschreckend sei, „dass man im Jahre 2017 eine Rechtfertigung benötigt für ein Wort, welches im Zusammenhang mit einer Soundanlage benutzt wurde“. Viel dazu gelernt haben die Fans vom Club Studio Essen also offenbar nicht. **[dpe]**

Pfandsystem mit Tücken

Glosse

ASta-Kulturticket: Woher soll die Kohle kommen?

von Maren Wenzel

Eine Win-Win-Situation für alle, oder? Seit diesem Semester können Studierende der UDE mit dem Kulturticket des ASta für nur einen Euro in die Theater und Philharmonie in Essen (TuP). Klasse Angebot, denkt man sich. Was aber nicht in den Pressemitteilungen steht: Für die billigen Tickets zahlt der ASta bei aktueller Studierendenzahl etwa 66.000 Euro pro Jahr an die TuP (einen Euro pro Studierenden im Wintersemester und 0,70 Euro im Sommersemester). Eine städtische Tochtergesellschaft, bei der immer wieder der Rotstift angesetzt werden musste. Moment, wer greift hier eigentlich wem unter die Arme?

Erstmal Pfeffer ans Mett: Das Ruhrgebiet ist an allen Ecken und Enden pleite. Es ist kaum noch Kohle da und wenn, dann taucht sie heute oft in den Finanzplänen der Kämmer*innen hinter einem Minus auf. Essen ist da ganz vorne – oder eben unten – mit dabei. 3,6 Milliarden Euro Schulden hat die Stadt derzeit, auch wenn die Schuldenuhr im Internet runter läuft, aber die Tendenz geht trotzdem den Schacht hinab. Grund ist der größte Kumpel der Stadt, der Energieriese RWE, auf den die Stadt zu lange setzte. 18 Millionen Aktien hält die Kommune und konnte über Jahre nicht die gewünschte Dividende kassieren, weil der Konzern Verluste macht. Noch dazu befindet sich der Wert der Aktie im freien Fall. Je länger Essen mit einem Verkauf wartet, desto höher die Verluste, wenn RWE weiter der Energiewende hinterher hängt, so Expert*innen. Aber egal, wer braucht schon sowas wie Schwimmbäder zur Erholung im Ruhrpott?

Nur gut, dass es uns Studierende gibt. Wir federn die rote Finanzpolitik der Stadt bei der Tochtergesellschaft TuP zumindest für uns ab. Solidarische Finanzierung gegen die Kürzungen sozusagen. Klar, es ist ein Gewinn für uns Studierende, dass wir uns jetzt Oper, Ballett, Konzerte und Theater für einen Euro gönnen können und schaden tun wir damit auch niemandem. Die alleinerziehende Mutter aus Frintrop muss sich immer noch nach Bildung und Sport für ihre Kinder umsehen. Zumindest während die Stadt sich immer noch nicht entschließen kann, da den Stift anzusetzen, wo er wirklich nötig wäre – bei den RWE-Aktien. Und solange auch wir Studierenden uns nicht kritisch dafür einsetzen, dass Kulturangebote auch auf Landesebene ausfinanziert werden, damit alle hier Lebenden beispielsweise den Klängen in einer Philharmonie lauschen können.



Eine Alternative zum Pappbecher: The Good Cup im Angebot des Studierendenwerks an der UDE. (Foto: caro)

Einwegbecher machen Müll. Verdammt viel Müll. Laut Deutscher Umwelthilfe landen pro Stunde 320.000 Einwegbecher im Abfall. Nachhaltigkeit und Müllvermeidung sieht anders aus. Das Unternehmen CupforCup will diesen Umstand mit The Good Cup jetzt ändern und setzt auf ein Mehrwegbecher-Pfandsystem. Das Studierendenwerk Essen-Duisburg ist auf den Zug aufgesprungen und bietet die grau-braunen Becher im Café Rosso und Café Giallo in Essen sowie im U-Café in Duisburg an.

Aber nicht die Menge der Becher allein stelle ein Problem dar. „Man kann die Einwegbecher nicht recyceln“, erklärt der geschäftsführende Gesellschafter Sven Hennebach von CupforCup. Denn: „Pappe wird mit Kunststoffolie beklebt und kann dann nicht mehr getrennt werden“. Die Becher müssten verbrannt werden. The Good Cup besteht aus als gesundheitlich unbedenklich eingestuftem Polypropylen, „einem zu 100 Prozent recyclebarem Kunststoff“, so Hennebach. Zudem verzichte man auf Stoffe, bei denen die gesundheitlichen Folgen nicht gänzlich geklärt seien. Nichtsdestotrotz dient als Grundlage für die Herstellung von Polypropylen Erdöl, ein endlicher Rohstoff, dessen Gewinnung kritisch gesehen wird. Eine umweltfreundlichere Alternative aus bruchstärkerem Glas sei zwar denkbar, so Hennebach, „aber ein solcher Becher würde so teuer, dass man ihn nicht mehr sinnvoll in einem Pfandsystem einsetzen könnte“.

Die Mehrweg-Vision lautet: „Sie steigen in Dortmund in den Zug und kaufen sich vorher einen Kaffee in unserem Becher und geben den dann leergetrunken in Düsseldorf, Köln oder Essen wieder ab.“ Eine Liste aller teilnehmenden Gastronomieunternehmen, die die Becher anbieten, wieder reinigen und auch auf ihre Qualität überprüfen, findet sich auf der Homepage von CupforCup. Mindestens 400 Mal könne ein Becher genutzt werden. „Sollten sich [die Mehrwegbecher] als haltbarer als gedacht herausstellen: umso besser“, meint Hennebach. Woran genau eine Qualitätsminderung ausgemacht wird und welche Konsequenzen diese zur Folge hätten, bleibt offen. In der *Rheinischen Post* heißt es schwammig: „Danach darf der Kunststoff aus hygienischen Gründen nicht mehr mit

Lebensmitteln in Berührung kommen“. Aktuell müssen Nutzende des Pfandsystems zudem noch auf die herkömmlichen Einwegdeckel aus Plastik zurückgreifen, um ein Verschütten des Inhalts zu verhindern. Wegen der Formbeschaffenheit eines Deckels sei eine einwandfreie Reinigung nicht zu gewährleisten. „Wir werden aber bald einen Deckel anbieten, den jeder dann mitführen kann“, erläutert Hennebach.

Für ein Umdenken im Konsumverhalten

Auch das Studierendenwerk an der Universität Duisburg-Essen setzt sich für mehr Nachhaltigkeit und eine bessere Umwelt ein. In der Vergangenheit führte man bereits Sammel-Tassen und eine 10-Cent-Gebühr auf Pappbecher ein. Laut Johanne Peito, Leiterin für Kommunikation und Kultur des Studierendenwerks, konnte dadurch bisher aber noch „keine eklatante Änderung im Konsumverhalten“ der Kund*innen beobachtet werden. „47 Prozent der Heißgetränke werden nach wie vor im Pappbecher verkauft“, führt Peito aus. Das Pfandsystem soll das ändern. Man sei sich bewusst, dass für eine erfolgreiche Umsetzung die Konsument*innen umdenken müssten und ein neues Verhalten erlernt werden müsse: Die Mehrwegbecher müssen zuerst an der Kasse erworben und anschließend an den Selbstbedienungsautomaten befüllt werden. Das sei zwar „unbequem“, diene aber zur Sicherstellung, dass der Pfand bezahlt werde.

Trotz des Umstandes, dass der Becher bis zum nächsten Pfand-Partner transportiert werden muss, glaubt das Studierendenwerk, dass er für viele eine Alternative darstellen werde. „Der Becher ist leicht und liegt nicht so schwer in der Tasche wie herkömmliche Thermobecher oder To-Go-Becher aus Porzellan.“ Da der Einwegbecher weiterhin parallel angeboten wird, bleibt abzuwarten, ob The Good Cup von den Studierenden und Mitarbeitenden der Universität angenommen wird oder diese weiterhin den Weg zum Mülleimer nach dem Kaffeegenuss bevorzugen. Da sich die teilnehmenden Partnerbetriebe bisher auf das Studierendenwerk, den Stadtteil Rüttenscheid sowie einen Standort in Essen-Werden beschränken, könnte das System – bei aller Liebe zur Umwelt – als umständlich verstanden werden. [caro]

Kötter an der langen Leine

Seitdem die Sicherheitsfirma Kötter verstärkt am Campus Essen präsent sei, würden die Fälle Drogenkonsumierender sinken, behauptet die Universität Duisburg-Essen (UDE). Doch während die Uni kein Fehlverhalten der Kötter-Mitarbeitenden erkennt, mehrt sich die Kritik über aggressives Vorgehen der Security gegenüber Hochschulangehörigen. Dabei zeigt ein Fall im Besonderen, wie groß offenbar der Interessenkonflikt der Universität ist.

Als im Dezember vergangenen Jahres die Videoüberwachung an der U-Bahn-Haltestelle Rheinischer Platz unweit des Essener Campus ausgebaut wurde, ging man an der Universität Duisburg-Essen (UDE) nicht davon aus, dass sich die Drogenszene verlagern würde (aktuell berichtete). Nach einem halben Jahr sah sich die Universität aber dazu veranlasst, ihre Meinung zu ändern. Als Konsequenz übertrug sie der Sicherheitsfirma Kötter das Hausrecht. Die Mitarbeitenden dürfen seitdem Nicht-Hochschulangehörige vom Campusgelände verweisen. In einem Schreiben vom Mai verwies Kanzler Rainer Ambrosy darauf, dass sich Wohnungslose und Drogenkonsumierende auf dem Gelände der Universität unerlaubterweise aufhielten. Bedienstete und Studierende rief er auf, den Sicherheitsdienst zu informieren, sollten sie dies mitbekommen.

Kötter in der Kritik

Während Ambrosy die verstärkte Präsenz Kötters als wichtigen Faktor für den Rückgang der Drogenszene auf dem Campus ausmacht, häuft sich Kritik gegenüber Mitarbeitenden der Firma. Ein Studierender berichtete der aktuell, dass er an einem Abend von Kötter-Mitarbeitern gegen 21.30 Uhr aus dem Computerpoolraum des Gebäudes V15 geworfen worden sei. Er beklagt, dass ihn die Kötter-Angestellten trotz Vorlage des Studierendenausweises, der ihn als Hochschulangehörigen identifiziert, aus dem Gebäude verwiesen. „Mithin ist das Vorzeigen des Studierendenausweises allein nicht ausreichend“, pflichtet Ambrosy der Sicherheitsfirma mit Verweis auf die Hausordnung der UDE bei. „Es bedarf darüber hinaus einer Legitimation, die zum Aufenthalt außerhalb der Öffnungszeiten berechtigt“, heißt es weiter. Eine solche könne beispielsweise von Fakultäten ausgestellt werden. Dass Studierenden damit der Zugang zu Lern- und Arbeitsressourcen verwehrt wird, kritisiert er nicht.

Darüber hinaus sind der Redaktion Fälle bekannt, in denen Kötter aggressives Vorgehen und Handgreiflichkeiten gegenüber anderen Hochschulangehörigen vorgeworfen werden. Ein UDE-Dozent sagte der aktuell, dass er Ende



Studierende und Dozierende erheben scharfe Kritik an der Security-Firma Kötter. (Foto: fro)

vergangenen Jahres von zwei Mitarbeitern der Sicherheitsfirma in den Sanitäranlagen angegangen worden sei, weil er für einen Angehörigen der Essener Drogenszene gehalten wurde. Sie hätten ihn zunächst am Verlassen der Toilettenkabine gehindert und ihn anschließend zu Boden gerungen. Dabei habe er sich ein lädiertes Knie und beinahe eine Kopfverletzung zugezogen. „Die Konsequenz war, dass der Kanzler mir unterstellt hatte, ich wäre ein Angehöriger der Essener Drogenszene und die Mitarbeiter hätten mich zu recht von der Toilette geholt“, so der Dozent, der anonym bleiben möchte, solange die Vorwürfe gegen ihn im Raum stehen. Der Dozent hat die Kötter-Mitarbeiter wegen Körperverletzung angezeigt und wartet auf die Gerichtsverhandlung, die für Januar 2018 angesetzt wurde. Er selbst ist von den Mitarbeitern ebenfalls wegen Körperverletzung angezeigt worden. Ambrosy möchte sich während des „schwebenden Verfahrens“ zu dem Fall nicht äußern.

„Es handelt sich um Einzelfälle“

Zum konkreten Vorfall möchte sich auch Kötter derzeit nicht äußern. Auf Anfrage der aktuell sagt Kötter-Pressesprecher Carsten Gronwald: „Weder unser Unternehmen noch der Auftraggeber hat Anhaltspunkte für ein Fehlverhalten unserer Beschäftigten.“ Das gelte auch „ausdrücklich“ für den Fall des Dozenten. Trotz Kritik stellt sich Ambrosy schützend vor die Sicherheitsfirma Kötter: „Grundsätzlich ist hier anzumerken, dass die Arbeit des Sicherheitsdienstes nicht einfach ist, da mitunter schon die reine Anwesenheit mit Vorbehalten betrachtet wird.“ Schützend vor die

direkt bei der UDE angestellten Mitarbeitenden und Studierenden stellt sich der Kanzler damit nicht. Bei der Kritik handele es sich um Einzelfälle, die gemeinsam mit Kötter geprüft würden. „Im Spannungsfeld Sicherheit versus offener Zugang ist Kritik an der Arbeit des Sicherheitsdienstes kaum vermeidbar, es wird die auch in Zukunft geben, ebenso wie positive Rückäußerungen von Studierenden“, so Ambrosy. In Konfliktsituationen würden Gespräche mit leitenden Personen Kötters geführt und auch die Dienstvorschriften würden aktualisiert. Ein kritischer Umgang bekannter Vorfälle mit Kötter fällt damit verhalten aus. Unklar ist auch, wie die Sicherheitsfirma Vorwürfe gegen sich selbst prüft. Weder Universität noch Sicherheitsdienst sind unabhängige Stellen geschweige denn ein Gericht, das Fehlverhalten juristisch feststellen kann. Die Zusammenarbeit mit Kötter wird seitens der Universität nicht angezweifelt. Bis zur nächsten Ausschreibung bleibt die Sicherheitsfirma auf jeden Fall Vertragspartner der Universität.

Verdrängung vom Campus

„Für die letzten Monate sind hier jeweils über 100 dieser Vorfälle pro Monat am Campusgelände Essen zu zählen“, beziffert Ambrosy Meldungen über Drogenkonsum auf dem Campusgelände. „Seit August ist auch ein Wachmann an der Schützenbahn eingesetzt, hier sind ebenfalls über 100 Vorfälle verzeichnet.“ Wie genau die Präsenz von Kötter Drogenkonsumierende nun auch vom Campus verdrängt, könne nicht mit Zahlen untermauert werden. Schließlich zögen auch Veränderungen außerhalb des Campus Auswirkungen auf dem Unigelände nach sich. „Es ist aber feststellbar, dass mit der Verstärkung des Sicherheitsdienstes die drogenindizierenden Fälle auf dem Hauptcampus eher rückläufig sind, während diese Fälle an der Schützenbahn anstiegen“, sagt der Kanzler. Weiterhin sieht sich die Universität nicht dafür zuständig, Hilfsangebote an außeruniversitäre Drogenabhängige anzubieten. Dafür verweist er auf städtische Hilfsangebote wie die Suchthilfe Direkt GmbH. In seinem Schreiben vom Mai an Mitarbeitende der Universität wird lediglich angewiesen, den Rettungsdienst zu rufen, sollte man eine verletzte drogenkonsumierende Person finden – alles andere würde auch den Tatbestand der unterlassenen Hilfeleistung erfüllen. Für hochschulangehörige Drogenkonsumierende verweist Ambrosy aber auf weitere Hilfsangebote: „Innerhalb der UDE stehen sowohl für studentische Hilfesuchende als auch für Mitarbeiter Hilfsangebote zur Verfügung.“ Das Akademische Beratungs-Zentrum bietet in seiner Psychologischen Beratung Hilfe bei Drogen- und Alkoholproblemen an. [fro]

Mehr als nur Mehrheiten

Vor sieben Jahren gründete ein Aussteiger aus Deutschland eine Gemeinschaft in der Algarve im Süden Portugals. Jeden Freitag findet in Tojeiro die „Pizza Party“ dort statt, mit integrierter Pizza-Flaute und anschließender elektronischer Musik bis zum Mittag des nächsten Tages. Alle, die dort leben, kommen als Freiwillige, für wenige Wochen oder einige Jahre. Ein einmonatiger Aufenthalt dort hat Fragen aufgeworfen: Was ist Gemeinschaft? Wie werden Entscheidungen getroffen? Wieso ist das Mehrheitsprinzip als politische Lösungsfindung so dominant? Ein Erlebnisbericht über das Alternativmodell.

Die Sonne ist bereits halb aufgegangen, es ist heiß, fast tropisch im Süden Portugals. Der Klimawandel zeigt seine Konsequenzen auch in Gemeinschaften, wo nicht industriell produziert wird und die alltäglichen sozialen Räume fußläufig erreichbar sind. Es wurde auf den Regen gewartet, denn der Niederschlag ist essenziell an die Wasserversorgung gekoppelt, die über einen (verdunstenden) See und (noch auszubauende) Filtersysteme funktioniert. Seit einigen Jahren regnet es immer später im Jahr, berichtet ein Ansässiger, der Getränke hinter der Bambus-Bar ausgibt. Während des Wartens, also über Wochen, gibt es Raum zum Musizieren, Schreiben oder Bier trinken. Zeit bleibt allen nur dann übrig, wenn die als notwendig bestimmten Arbeiten unter den Freiwilligen aufgeteilt werden, das ist die erste Einsicht aus Tojeiro.

Umringt von Bergen mit rotem Boden, wüstenartig, liegt Tojeiro in einem Tal, das über tausend Quadratmeter umfasst. Zum Gelände gehören Wohnhütten, Caravans und Zeltplätze, manche höher in den Bergen und jeden Morgen steigen Bewohner*innen wie Zarathustra ins Tal. Aber statt zu predigen, zur Organisation von Arbeit. Füße in Flip-Flops, Flip-Flop an schwarzen Bäumen vorbei, überqueren den blumenübersäten Garten, gehen vorbei an Hängematten auf bemalten Steinpfaden in den Gemeinschaftsraum, der eine Konstruktion aus gesägten Eukalyptusbäumen ist, die in Portugal zur Papierproduktion überall gepflanzt sind. Aus Australien importiert, für Waldbrände verantwortlich und ihre tiefen Wurzeln lassen die Erde vertrocknen.

Selbstverwaltete Arbeit

Um neun Uhr findet fast jeden Tag im Gemeinschaftsraum ein Treffen statt, das eine Person vorbereitet und moderiert. Es werden die für den Tag anfallenden Tätigkeiten gesammelt und aufgeschrieben. Das Kochen, Gärtnern und Putzen sowie die Pressearbeit sind alltägliche Aufgaben. Auch die Entwicklung von automatischen Systemen oder der



36 Grad und es wird noch heißer. Auch Portugal spürt die Folgen des Klimawandels. (Foto: Portugal by David Watkin/flickr.com/CC BY 2.0)

Aufbau von Chill-Bereichen auf dem sich hinter dem Gemeinschaftsraum erstreckenden Partygelände gehört dazu. Zwei Bühnen und viele Sitzcken sind dort, der Partyhof ist außer freitags der Wohnraum der Freiwilligen. Mit Hilfe eines Meldeprinzips wird sich morgens einer Aufgabe zugeteilt, der eigene Name wird dann unter einem Projekt an der Tafel aufgelistet – die Arbeit ist prinzipiell freiwillig und wer länger schlafen muss, kann sich nach dem Aufstehen schon bestehenden Arbeitsgruppen anschließen oder eigene Aufgaben finden und lösen.

Die Arbeit ist nicht vergütet, halbprofessionell und basiert auf Lernprozessen der Individuen. Madalaine beispielsweise kommt aus Australien und reist seit einem Jahr fast ohne Geld durch Europa: „Was du für Arbeit erhältst, wenn du Geld abziehst? Echten Wert im Leben und Profit von der Erfahrung.“ Wer hier Arbeit verrichtet, tue das aus anderen Motivationen als Geld und jede verrichtete Tätigkeit verbessere die gesamte Gemeinschaft. Es wird nicht fünfzig Mal gekocht, sondern dreimal am Tag jeweils für alle, in „Breakfast, Lunch and Dinner“-Teams, bestehend aus etwa drei Personen. Drei Stunden zu kochen, ist genug Beruf für den Tag und niemand anderes muss Zeit für Essenszubereitung aufwenden. Geld, außer für Bier und Softdrinks, wird von Einzelnen nicht gebraucht. Eingeauft werden muss aber dennoch, da die Gemeinschaft nicht autark, also komplett selbstversorgend, lebt.

Entscheidet euch

Entscheidungen, welche Arbeit relevant ist, Vorrang hat und wie sie organisiert wird, sollen prinzipiell im Konsens beschlossen werden. Ein Konsens ist ein diskutierter Kom-

promiss, außer ihm wird in Form eines Vetos widersprochen.

In Tojeiro wird nicht Jede*r für eine Entscheidung befragt. Geht es beispielsweise um die Wasserversorgung, treffen sich einige der dort lebenden Menschen, die etwas Vergleichbares studieren, sich praktisch damit auseinandergesetzt oder gute Ideen haben und bilden eine Arbeitsgruppe. Dort werden Lösungsvarianten des Problems diskutiert und ein konkretes Projekt geplant, das, wenn nötig, von allen umgesetzt wird. Probleme, genügend Personen für die Arbeitsgruppen zu finden, gab es nicht – deine Bedürfnisse sind die aller. Sie sind die Arbeit, die getan werden muss, so das Motto. Das Überleben und Verbessern der allgemeinen Lebensbedingungen an sich und für alle ist das Ziel. Erreicht wird es durch die Vergemeinschaftung von Problemen, grundlegenden Bedürfnissen und Arbeit. Materielle Ressourcen werden geteilt, sind also für jede Person verfügbar: Von Werkzeugen über geerntete Tomaten bis zu DJ*ane-Equipment.

Wenn in Arbeitsgruppen Entscheidungen nach Meinungen getroffen werden müssen, weil es keinen sachlichen Beschluss gibt, wird entweder versucht verschiedene Lösungsvarianten koexistieren zu lassen, mehrere Dinge auszuprobieren oder mit Hilfe des Mehrheitsprinzips einen Lösungsvorschlag vorerst durchzusetzen. Das Mehrheitsprinzip verbleibt als Notlösung: Es wird von der Möglichkeit verdrängt im Diskurs und durch Interessenintegration möglichst viele Perspektiven zu berücksichtigen. Falls angewandt, muss sich auch niemand dem Mehrheitsbeschluss beugen. So war ein Mottovorschlag für eine Party „German night“. Viele fanden die Idee ziemlich witzig, in selbstgebastelten Fake-Le-



Ein klassisches Dorf in Portugal. Die Gemeinschaft in Tojeiro liegt etwa eine Stunde von solch einer Ortschaft entfernt. (Foto: Obidos au Portugal by lelez100/flickr.com/ CC BY 2.0)

derhosen rumzulaufen und Nena zu singen. Einige nicht. Statt ein Veto einzulegen wurde das Motto in „deutsche Unterwasserstadt“ geändert. Wer nicht „deutsch“ spielen will, kommt als Fisch oder Pfannenwender. Oder als SM-Unterwasserdackel – wie auch immer. So konnten Handlungen und Wünsche koordiniert werden. Die Menschen arbeiten zusammen, lassen sich ihre Freiräume und vermeiden Sabotage untereinander.

Für den Kompromiss muss das Ego zurückschicken. Eine Space-Area mit mechanischer Dekoration für eine Party ist aufgrund des hohen Ressourcenverbrauchs niemand unterstützen wollte. Und das war dann eben auch okay für mich. Es gilt in der diskutierenden Form der Entscheidungsfindung, basierend auf Freiwilligkeit, Betroffenheit und Wissen, Kritik einzubringen und zu widersprechen, Ideen und Alternativen darzulegen. Um eine möglichst objektive Perspektive auf ein Phänomen zu ermöglichen, also so viele potenzielle Kausalitäten nach der Handlung wie möglich Voraussagen zu können.

Tojeiro und die Welt

Dianna, angehende Master-Studentin im Fachbereich Politik in Madrid und Anarchistin aus Illinois, die seit einigen Monaten in Tojeiro lebt, erzählt in einem Gespräch, wie sie sich Entscheidungsfindung in größerem Maßstab vorstellt: „Wir müssen Ressourcen organisieren und in kleineren Gemeinschaften die Regeln für das Leben miteinander.“ Bei komplexen Sozialgebilden greift sie auf ein Prinzip aus der anarchistischen Gewerkschaftsbewegung zurück. „Falls die Ressourcenproduktion- und Verteilung mehr als eine Gemeinschaft betrifft, können überregionale

Treffen einberufen werden. Da nicht alle daran teilnehmen können, werden Delegierte von der Gemeinschaft ausgewählt. Zuvor muss eine Gruppenmeinung innerhalb der Gemeinschaft bestimmt werden, die der Vertreter einbringen soll. Aber nichts anderes.“ Sie versteht nicht, warum Entscheidungen von fremden Menschen für jede Person innerhalb eines ganzen Staatsgebietes getroffen werden müssen. „Auch in direkter Demokratie hat dann jeder eine Stimme, um über etwas zu entscheiden, worin er praktisch nicht involviert ist oder keine Ahnung von hat. Es kann doch sogar meinem Nachbar egal sein, ob ich Gras rauche oder nicht – wichtig sind Grundsätze, wie zum Beispiel, dass der Umwelt, deren Teil wir sind, nicht nachhaltig geschadet werden darf und niemand vergessen wird“, so Dianna weiter.

Sie sieht den bestehenden politischen Prozess als Konkurrenzverhältnis von Meinungen, die sich ausschließen, statt eine gemeinsame Lösung zu suchen und Wünsche zu verbinden. Als Grund für die Konkurrenz beschreibt sie die unterschiedlichen sozialen und materiellen Positionen, aus denen heraus für die eigene soziale Gruppe gewählt wird, anstatt sich „als Mensch zu begreifen, der generell an dem Progress der Menschheit arbeitet und dafür gemeinsam Ressourcen produziert“. Im Wahlverfahren würde durch die Delegation ohne Rückbezug zu den Wählenden der Entscheidungsprozess willkürlich, durch Mehrheiten würde zwar Handlungsfähigkeit gewährleistet, aber kein gesellschaftliches Ziel. Sie drückt ihr Unverständnis dem Zwang gegenüber aus, Teil eines riesigen Staates zu sein und dessen Regeln befolgen zu müssen. Auch deswegen lebe sie längere Zeit in Tojeiro, „to escape power“. [lys]

Bilden!

Theoretisch verschwörerisch



Verschwörungstheorien sind von links bis rechts Teil politischer Realität. Im Internet finden Aluhutträger*innen ein hörwilliges Publikum. Florian Hessel wird anhand klassischer und aktueller Beispiele für Verschwörungstheorien wie den Mahnwachen für den Frieden, 9/11 und die Protokolle der Weisen von Zion Geschichte, Struktur und Funktion erläutern.

↗ **Donnerstag, 19. Oktober, 19 bis 22 Uhr, FH Dortmund, Raum A102**

Ballern!

Fisimatenten

Freuet euch aufs Wochenende: Der AStA hat weder euren Studierendenbeitrag noch Mühen gescheut, um eine große und den Campusstädten gebührende Mega-Sause auf dem universitären Gelände zu veranstalten. Im Stil eines Zirkus warten zwei Festzelte auf allerbeste Stimmung und feucht-fröhliches Frohlocken. Musikalisch schunkelt sich der Abend zwischen den beiden Floors ein, bei dem auf dem einen Elektro und auf dem anderen 80er, HipHop und Funk läuft.

↗ **Freitag, 20. Oktober, ab 21 Uhr, Campuswiese Essen, Eintritt frei**

Noch mehr Bilden!

„Luther, du Antisemit!“

Spätere Thesen Martin Luthers trafen vor Antisemitismus. Und obwohl er das Anzünden von Synagogen befürwortete und auch ansonsten viel antisemitischen und sexistischen Müll von sich gab, feiert die evangelische Kirche ihn bis heute für die Reformation. Eine kritische Betrachtung und Reflexion seiner Schriften und Werke findet in der evangelischen Kirche hingegen nicht statt. Dafür aber im Bahnhof Langendreer. Dort wird sich am Wochenende kritisch mit Luther auseinandergesetzt. Gegen das Abfeiern und für die Analyse.

↗ **Samstag, 21. Oktober, 9 bis 18 Uhr, Bahnhof Langendreer, Wallbaumweg 108, Bochum, Eintritt frei**

Ehrenamt: Zwischen Leidenschaft und Ausbeutung

Kurzgefasst

Kufens alternative Fakten

Über Wochen diskutierten CDU und CSU über die sogenannte Obergrenze, die die CSU gefordert hatte. So solle die Zuwanderung auf maximal 200.000 Menschen begrenzt werden. Weil sich die Unionsparteien, trotz gemeinsamen Wahlprogramm, lange nicht einigen konnten, diskutierte die halbe Bundesrepublik das Thema seit Monaten rauf und runter, obwohl der Vorschlag aller Wahrscheinlichkeit nach der Verfassung widerspricht.

Vor Kurzem schaltete sich Essens Oberbürgermeister, Thomas Kufen (CDU), in die Debatte ein und forderte ebenfalls eine Obergrenze, weil „die Städte vor einer dauerhaften Überforderung geschützt werden“ müssten. Der Oberbürgermeister löste allerdings nicht nur mit dieser Aussage Wirbel aus. Kufen behauptete gegenüber der WAZ auch: „Wenn wir feststellen, dass 90 Prozent der Flüchtlinge Qualifikationen aufweisen, für die wir keine Verwendung haben, dann ist bei zu vielen der Weg in eine dauerhafte Arbeitslosigkeit programmiert.“

Wer die Forschung des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF) überprüft, stellt fest, dass Kufen mit falschen Zahlen hantiert. Das BAMF gab zuletzt am 21. Juli eine seiner Kurzanalysen über Qualifikationsniveau und Berufstätigkeit von Asylantragstellenden des Jahres 2016 heraus. Dort heißt es unmissverständlich in der Kategorie „Auf einen Blick“, dass 31,1 Prozent der volljährigen Befragten eine Mittelschule besucht haben, 21,5 Prozent ein Gymnasium und 15,5 Prozent eine Hochschule. Nur 11,3 Prozent der befragten Antragsstellenden gaben an, keine formelle Schulbildung zu haben. Dass Kufen behauptet mit diesen Qualifikationen lasse sich nichts anfangen, wirkt absurd bei Betrachtung der Fakten.

Neben der schulischen Bildung sind laut BAMF rund 65,5 Prozent der volljährigen Asylantragstellenden einer Arbeit nachgegangen: viele davon in handwerklichen Berufen, Hilfstätigkeiten, im Dienstleistungsbereich, Baugewerbe, aber auch im Bereich Büro, Banken, Versicherung, Transport, Touristik und Medizin. Nur 6,5 Prozent waren arbeitslos, 27,9 Prozent gaben an, kein Einkommen (mehr) zu verdienen, worunter Hausarbeit, Rente, Schule oder Studium fallen. Zum Vergleich: Jede*r sechste Bundesbürger*in hat laut der Studie Bildung in Deutschland aus dem Jahr 2016 keinen Berufsabschluss – das entspricht 16,67 Prozent. Thomas Kufens Aussagen fehlt es an jeglicher Grundlage, wie die Statistiken und Forschungen des BAMFs belegen. Warum er mit alternativen Fakten um sich wirft, bleibt sein Geheimnis. **[dpe]**

Spaß, anderen Menschen helfen, neue Leute kennenlernen, den Lebenslauf aufpolieren oder die Chancen auf ein Stipendium erhöhen. Die Motive, sich ehrenamtlich zu engagieren, sind so unterschiedlich wie ihre Tätigkeitsfelder. Wir haben mit Studierenden über ihre Beweggründe, die Vereinbarkeit mit dem Studium und Kritik am Ehrenamt gesprochen.

„Um Geflüchteten durch Kinderbetreuung beziehungsweise Freizeitbeschäftigung das Leben etwas zu erleichtern oder die Leute auch mal abzulenken“, nahm Uta, Studentin der Medienwissenschaften, in der Vergangenheit an einem Ehrenamtsprojekt teil. Heute arbeitet sie nur noch eine Stunde pro Woche ehrenamtlich bei einem NGO-Magazin im Lektorat – weil es ihr Spaß und es sich auch im Lebenslauf macht. „Da ich durch meinen Nebenjob schon länger studiere als üblich, würde mir ein aufwendigeres Ehrenamt aktuell tatsächlich zu viel werden“, erklärt sie ihre Entscheidung.

Dabei ist sie nicht die einzige Studierende, die länger studiert als vorgesehen. 2014 schlossen nur 40 Prozent der Absolvent*innen ihr Studium in der vorgegebenen Regelstudienzeit ab. Immer wieder steht letztere deshalb in der Kritik. Aber auch Politikwissenschaft-Student Nils lässt sich dadurch nicht von ehrenamtlichen Tätigkeiten abhalten. Unter anderem vertrat er als AStA-Referent bereits die Studierendenenschaft der Universität Duisburg-Essen (UDE). Ausschlaggebend für sein Engagement sei, dabei mithelfen zu wollen, „Dinge zum Positiven zu verändern. Einfach nur daneben stehen und mit Sachen unzufrieden zu sein, ist und war mir zu wenig“, erklärt er. Chemie-Student Christoph hatte trotz Arbeitsaufwand zwischen zwei und 20 Stunden pro Woche bisher keine Schwierigkeiten mit der Vereinbarkeit von Studium und Ehrenamt. Er findet aber: „Im Zweifel sind Erfahrung und Engagement wichtiger als Regelstudienzeit.“

Ehrenamt an der UDE

Wer sich an der UDE engagieren will, kann das nicht nur im AStA oder im Studierendenparlament tun. Darüberhinaus bieten sich auch die Fachschaften der jeweiligen Fakultäten an, die vor allem zu Studienbeginn den direkten Anschluss an die neuen Kommiliton*innen erleichtern. Wer sich im Austausch mit Lehrenden und administrativen Mitarbeitenden der UDE aktiv für die Verbesserung der Lehr- und Lernsituation einsetzen will, hat die Möglichkeit, sich in den Senat wählen zu lassen. Studierendenorganisationen wie AIESEC, die sich um die Vermittlung von Praktika kümmern, sowie das Buddy-Programm



Ehrenamt an der UDE: Zum Beispiel Erasmus-Studierende im Buddy-Programm des Tutoren Service Center begleiten. (Foto: caro)

des Tutoren Service Centers setzen auf den Austausch mit internationalen Studierenden.

Einig sind die drei Studierenden, dass ehrenamtliche Arbeit nur funktioniert, wenn es einem selbst auch Spaß macht. Allein schon, weil es oftmals keine Aufwandsentschädigung gibt. Ein Umstand, der nicht immer und für jede*n nachvollziehbar ist. Nils meint: „Sicherlich werden viele davon abgehalten, ein Ehrenamt auszuüben, da sie es sich nicht leisten können und neben Studium und Arbeit weder Zeit noch Energie dafür haben. Je nach Ausgestaltung sehe ich ein bedingungsloses Grundeinkommen als interessanten Ansatz, um dem entgegenzuwirken.“

Laut Freiwilligensurvey von 2014, eine vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend alle fünf Jahre in Auftrag gegebene Befragung, engagieren sich in Deutschland etwa 31 Millionen Menschen ehrenamtlich. Auf ihrem Internetauftritt freut sich die Bundesregierung über den immer größer werdenden Anteil von Ehrenamtlichen: „Jede zweite Person, die sich heute nicht engagiert, ist bereit, sich künftig freiwillig zu engagieren. Es gilt, dieses Potenzial zu heben.“ Kritik im Bezug auf das Ausnutzen von Freiwilligen und Personaleinsparungen sucht man in der Mitteilung vom 14. April 2016 jedoch vergebens.

Uta ist der Meinung, „dass gerade soziale Verbände und dergleichen nicht allein durch Ehrenamtler getragen werden können und dass es Menschen geben muss, die für ihre professionelle Arbeit bezahlt werden“. Andererseits sei sie sich unsicher, „ob nicht das Ungezwungene aus dem Ehrenamt verschwinden würde“, wenn alle entlohnt würden. Auch habe sie das Gefühl, „dass viele Organisationen gar nicht ohne Freiwilligenarbeit bestehen könnten“ und gerade dadurch Ehrenamtliche ihre Tätigkeit „mit sehr viel Leidenschaft oder Herzblut verrichten“ würden. **[caro]**

David Lynch - Ein Künstler packt aus



Der heute 71-jährige Regisseur blickt auf ein spannendes Leben zurück, das in seinem neuen Dokumentarfilm porträtiert und inszeniert wird. (Foto: david lynch by _titi/ flickr.com/CC BY 2.0)

David Lynch ist vor allem durch Filme wie *Blue Velvet* (1986), *Mulholland Drive* (2001) und der Kultserie *Twin Peaks* (1990 bis 1991, 2017) bekannt. Seine Werke zeichnen sich häufig durch Surrealität, Melancholie und Düsternis aus. In den vergangenen Jahren wurde es auf der Leinwand eher still um ihn. Dafür ist nun der eineinhalbstündige Dokumentarfilm *David Lynch: The Art Life*, der das Leben des Ausnahmekünstlers vor seinem großen Durchbruch behandelt, erschienen.

Alles nur Show? Im Dokumentarfilm inszeniert sich Lynch selbst gern als eigenbrötlerischen Künstler. Er erzählt, wie ungern er das Haus verlässt, wie unheimlich ihm draußen alles vorkommt. Dabei zieht er ununterbrochen an seiner Zigarette und fährt sich geistesabwesend durch die Haare. Sehen wir hier wirklich hinter die Kulissen des berühmten Filmemachers? Oder sehen wir ihn doch nur so, wie er möchte, dass wir ihn sehen? Diese Frage bleibt bis zum Schluss unbeantwortet. Trotzdem ist es faszinierend, ihm beim Erschaffen eines neuen Kunstwerkes zuzusehen. Mal trägt er mit den bloßen Händen eine gräuliche Masse auf, mal bohrt er fluchend Löcher in die Leinwand. Bei seiner Arbeit erscheint er am natürlichsten.

Der Dokumentarfilm will den Zuschauern einen Einblick in die Kindheit und in die Persönlichkeit des Filmemachers, Künstlers und Musikers geben und beleuchtet besonders seinen weniger bekannten Werdegang als Maler. In Deutschland wurde der Film nur in ausgewählten Kinos gezeigt; in NRW nur im Bochumer Casablanca und im Endstation Kino im Bochumer Bahnhof Langendreer. Das Besondere am Dokumentar-

film ist, dass hier nicht etwa Freund*innen, Familie und ehemalige Arbeitskolleg*innen zu Wort kommen, sondern nur Lynch selbst. Seine chronologisch erzählten Erlebnisse aus Kindheit und Jugend werden mit privaten Foto- und Videoaufnahmen unterlegt und durch Einblendungen seiner eigenen Kunstwerke unterbrochen.

Zwischen Farbe und Finsternis

In seiner frühen Kindheit war die Familie Lynch durch den Beruf des Vaters als Agrarwissenschaftler häufig gezwungen umzuziehen. Trotzdem erinnert sich der Regisseur an eine glückliche Kindheit. Als Teenager zog Lynch dann nach Virginia, wo er einen Großteil seiner Freizeit seiner großen Leidenschaft widmete: dem Malen. Als ein Schulfreund ihn eines Tages seinem Vater, dem Künstler Bushnell Keeler, vorstellt, erhält Lynch eine lebensverändernde Einsicht: Künstler*in zu sein, ist ein richtiger Beruf und das konnte er auch werden. Nach seinem Highschool-Abschluss besuchte er die School of the Museum of Fine Arts, brach das Studium jedoch nach einem Jahr ab. Da seine Eltern ihn nicht mehr finanziell unterstützten, hielt er sich einige Zeit durch Nebenjobs über Wasser und bewarb sich schließlich an der Pennsylvania Academy of Fine Arts in Philadelphia.

Seine Eindrücke von Philadelphia sollten später als Inspiration für viele seiner düstersten Bilder dienen. Die Dokumentation zeigt das zerstörte Industriegebiet, in dem sich auch die Kunsthochschule befand. Lynch kam die Stadt damals bösartig vor, geprägt von Angst, Krankheit, Korruption und Rassismus. Die unheimlichen Bilder werden von ebenso unheimlicher Musik untermalt. Während des gesamten Films und an dieser

Stelle, steht der Sound sehr stark im Vordergrund. Das bedrohliche Gefühl spürt man am eigenen Leib, wenn die Bässe den Boden und die Sitze vibrieren lassen. Trotzdem gefällt es dem frühen Lynch auf der Hochschule – besonders die Gemeinschaft und das Künstler*innenleben in Philadelphia. Ende der sechziger Jahre wird dem Kunststudenten bewusst, dass ihm zur Perfektion seines Kunstwerks Bewegung und Ton fehlten. Daraufhin entstand 1968 sein vierminütiger Kurzfilm *The Alphabet*. Bushnell Keeler ermöglichte dem jungen Talent ein Stipendium für das American Film Institute (AFI), wodurch er sein zweites Projekt *The Grandmother* (1970) realisieren konnte. Wie sein erster Film zeichnet sich auch dieser durch verstörende Bilder aus. Bereits in seinen frühen Werken finden sich viele Motive, die auch in seinen späteren Filmen zu finden sind. *The Grandmother* öffnete ihm die Tür für das Center for Advanced Film Studies des AFI in Los Angeles. Noch im selben Jahr zog er mit seiner Familie nach Los Angeles um, wo er seitdem lebt und arbeitet.

Fakt oder Fiktion?

Der Dokumentarfilm erlaubt es dem Regisseur, sich selbst ganz nach seinem Geschmack zu inszenieren. Betont langsam und bedeutungsschwer erzählt er seine Geschichten. Einige Zeilen klingen wie geradewegs aus einem Drehbuch entsprungen. So beginnt er, eine Geschichte über seinen früheren Nachbarn zu erzählen, bevor er erst zögert und dann abbricht. „Ich kann diese Geschichte nicht erzählen“, sagt er leise nach einer Pause. Nur die bedrückenden und düsteren Bilder, untermalt mit dazu passender Musik geben einen Hinweis auf die Tragik der Ereignisse.

Die Kinobesucher*innen sind zum Teil Stammkunden des Endstation Kinos, zum Teil sind sie aber auch zum ersten Mal hier. Alle sind große Lynch-Fans und kennen sich gut mit seinen Filmen, aber auch mit seinen Projekten außerhalb von Hollywood aus. Für sie und alle Kenner*innen von David Lynch ist diese Dokumentation sicherlich interessant, gerade weil sie sich eben nicht mit seinen großen Erfolgen beschäftigt, sondern die weniger bekannten Details seiner Karriere beleuchtet. Lynch-Einsteiger*innen und Leute, die sich Analysen und Interpretationen seiner Filme erhoffen, werden hingegen enttäuscht. Solch eine Herangehensweise wäre vielleicht der übliche Weg gewesen, aber wer sich ein wenig mit Lynchs Werk auskennt, weiß, dass der übliche Weg nicht David Lynchs Weg ist. Eine Frage, die die Dokumentation leider unbeantwortet lässt: Hat der Malerberuf Lynchs Filmschaffen beeinflusst? Denn so wie ein Fotograf eine besondere Sicht auf Filme hat, hat ein Maler sicher auch eine besondere Perspektive. [seg]

Deutschland, deine Stammtische



Auf sie mit Gebrüll? Wie geht man mit AfD-Stammtischparolen um? (Foto: „Mir san Mir!“ by probek/flickr.com/ CC BY-NC-SA 2.0)

Er ist urdeutsch, so ein Stammtisch. Lange Zeit trafen sich dort vor allem die Männer, um zu trinken und Entscheidungen zu treffen. Andere Dorfmitglieder wurden meist ausgeschlossen. Aber ein Stammtisch steht heute auch für eine politische Diskussionskultur, die Zusammenhänge vereinfacht und zu Parolen greift. Frischestes Beispiel: Die politische Debatte vor der Bundestagswahl 2017. Mehr Kneipendiskussion als konstruktiver Diskurs. Ein Gedankenexperiment.

Stell dir vor, die politische Debatte findet in einer Gastwirtschaft statt und die Parteien sitzen an Stammtischen. Hier die CDU/CSU, dort die SPD, da die FDP, daneben die Grünen und die Linke sowie rechtsaußen die AfD. Alle mit einem kleinen Wimpel und Bier auf den Tischen. In der Mitte des Raumes stehen alle, die nicht in einer Partei sind. Die Stammtische versuchen, die Gäste für sich zu gewinnen.

Der erste Blick geht Richtung AfD – denn sie ist die derzeit lauteste Partei in Deutschland. Gezielte Provokation, Stimmungsmache durch gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit und immer wieder brüllt wer „Merkel muss weg!“ – das zieht. Einige Gäste fühlen sich an den AfD-Stammtisch gelockt: durch einfache Sprache, emotionale Debatten und Lösungen, die für ein herbeifantasiertes deutsches Volk stehen. Immer mehr Menschen setzen sich also dazu, obwohl dort auch Neonazis ihr Bier trinken und andere Gäste von hier aus massiv beleidigt werden.

Die Frage ist: Was machen die anderen Parteien? Die CDU/CSU jedenfalls sieht ihr Bier

schal werden – da kommt ein Horst auf die Idee: „Lasst uns die gleichen Themen besetzen, aber anders!“ Lange wird über eine „Obergrenze“ gestritten, der Stammtisch zerlegt sich beinahe, weil die Vorsitzende das anders sieht. Am Ende wird es nichts bringen: Über eine Million Menschen hat die CDU bei der Bundestagswahl an die AfD verloren. Spätestens jetzt sollten Konservative merken, dass wenn man Rechten das gleiche oder ein ähnliches Bier anbietet, sie sich noch lange nicht dazu setzen.

Dann sind da noch SPD, Linke und Grüne: Sie versuchen gegen die AfD zu argumentieren und über eigene Themen zu sprechen. Wirkliche Stiche können sie dadurch neben der CDU/CSU und AfD aber nicht machen, die sind einfach lauter. Die FDP ist schon smarter – ihr Stammtischschild sieht modern aus und der Vorsitzende wird von vielen als charismatisch angesehen. Aber auch sie besetzte gewisse Themen rechter als es frühen Liberalen lieb sein dürfte und ignoriert die Rechten sonst weitestgehend.

Rumbrüllen war noch nie konstruktiv

Was nimmt man jetzt als Beobachtende des Spektakels vom Tresen aus mit? Zum einen, dass rückwärtsgerichtete Ideen, verpackt in laute Parolen, noch immer die Menschen anziehen. Zum anderen, dass man die AfD nicht nachahmen kann, ohne Teile der eigenen Runde zu verlieren. Und darauf zu achten, eigene Argumente am eigenen Tisch parat zu haben, die neben der Provokation gehört werden. Ohne selbst rumzuschreien.

Jetzt spricht die CDU davon, AfD-Wähler*innen zurückgewinnen zu wollen. Was gegen rechtsaußen wirken könnte, ist, wenn sich die Parteien über folgendes einig würden: Neonazis haben im Jahr 2017 in einer Diskussion nichts verloren. Gewisse Dinge – etwa Menschenrechte – sollten nicht mehr zur Debatte stehen. Man muss diejenigen, die vom pöbelnden Stammtisch beleidigt und diskriminiert werden, als gleichberechtigt wahrnehmen. Aber für all das muss man ja die eigenen egoistischen Interessen und Vorurteile überwinden. Noch ist die AfD jedenfalls nur einer der Stammtische und nicht die ganze Kneipe – auch wenn viele mit dem Tisch rechtsaußen schon liebäugeln. [mac]

HIRNAKROBATIK

					1		
4	6	9		1			7
	1		7	8	6		
	5	2		9			
9	4		3			5	8
6	8					7	1
2							
		8		3			6
5	7	6					2

Wohnheimgeschichten



Impressum

Studentische Zeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: AStA der Uni Duisburg-Essen, der Vorstand: Marcus Lamprecht u.a.

Projektkoordination: Redaktionsschwein Ferdi

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Uni Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe: Maren Wenzel (mac), Philipp Frohn (fro), Daniel Veutgen (dav), Sarah Dannehl (caro), Lea Sleiman (lys), Dennis Pesch (dpe), Julia Segantini (seg)

V.i.S.d.P.: Philipp Frohn (fro)

Auflage/Druck: 3.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@akduell.de

Web: www.akduell.de